

Ypsilon

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1948)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Upsilon

Es gibt bekanntlich drei verschiedene i-Zeichen; wie könnte sonst Mikolajczyk seinen Namen schreiben? Am pikantesten ist das Upsilon. Vor ziemlich genau drei Jahrtausenden von den Griechen zur Wiedergabe des ü=Lautes erfunden, wurde es in Cäsars Tagen samt dem z für Lehnwörter und fremde Eigennamen auch von den Römern übernommen, aber als bloßer Hinterlasser an den Schluß des einheimischen Alphabetes verwiesen, wo es heute noch stiefmütterlich mithumpelt. Da man jedoch Upsilon im Ursprungsland wie im Umgangslatein bald als gewöhnliches i aussprach, ergaben sich Verwechslungen am laufenden Band. Diese führten, genau wie beim Kleeblatt f v ph, in mittelalterlichen Kanzleien zu einem regelrechten Salat. Um 1150 erwähnt ein Güterverzeichnis des Klosters Allerheiligen zu Schaffhausen jemand, der sich, „angerangt von teufelischer vermessenheit, feyndtlicher wyß, vnser stadt anzugryffen oder zerstören oder in engen gewalt zuo bringen“. Weiter tauchen „sey fiertel wynn, dryßig brot vnd drißig ayer, dry hüener, ein kaß zwener pfennig wert“ auf, im vierzehnten Jahrhundert „die fryen vogtanen ze Buochakkeren“, ein „decan und capyttel“, ja ein Herr von „Prantenlandenberch“, dem der „kylichun saß“ (Kirchensatz) zu Weinselden verliehen wird. So regellos das anmuten mag, bei schärferem Zusehen erweist sich, daß y offenbar für langes, geschlossenes (hohes) i und als zweiter Bestandteil von Doppellauten bevorzugt war. Da bleibt es zäh bis auf den heutigen Tag. Psyn, Schwynz, Schnige Platte, Lyß, Mythen, Fryburg und alt fry Rätien, Syr, Wyß, Schnyder, Syger sollen ruhig fortleben, obwohl ab und zu die Kurzsprechung einreißt; Mundartdichter dürfen in entsprechenden Fällen, und zwar nicht nur bei Eigennamen, unbesorgt mitmachen, und den Frauenfeldern sei es unbenommen, ihre Jagdflinten fernerhin im „Spyr“ zu kaufen. Der Verfasser ist in Walperswyl zur Welt gekommen und glaubt sich zu erinnern, wie um die Jahrhundertwende plötzlich ein neuer Poststempel mit =wil eintraf. Damals scheint die „PTT“ einen Entrümpelungsvorstoß gewagt zu haben, der auch Ryburg und Yberg ins Wackeln brachte, nicht aber den Geschlechtsnamen Wyler. Goethe schrieb seiner Lebtag mit Vorliebe seyn, bey, gelegentlich Bleystift, und über Thayngen, Bayern, Bayreuth, Meyer, Guner, Frey und Kränenbühl regt sich kein vernünftiger Mensch auf.

Das Schriftdeutsch der Gegenwart gestattet η nur in Eigennamen und Fremdwörtern. Es steht damit im Gegensatz zu den meisten europäischen Schwestern außer dem Italienischen, welches noch gründlicher dreingefahren ist und überdies mit th, ph und dem anlautenden h rücksichtslos aufgeräumt hat: ipoteca. Ihm verdanken standesbewußte teutonische Musiker die „Sinfonie“. Leider gewährt die Zufluchtsstätte der Eigennamen auch unseren Trudy, Willy, Hanny und Fredy, ja sogar der abscheulichen Hermynia Unterschlupf. Da diese eine Nachäffung angelsächsischer Gepflogenheiten bedeuten, wird man ihnen im Zeitalter von Raugummi, American drinks und Jazzgehopse vergeblich beizukommen suchen. Alle Achtung vor dem bodenständigeren Gobi Walder! Das Fremdwort umfaßt neben Ostasiatischem, wie Pyjama und Gymkhana, zur Hauptsache Griechisches. Was davon sehr früh bei uns eingedrungen ist und sich vollständig angeglichen hat, zeigt i statt des ursprünglichen η: Gips, Grille, Kristall, Silber, Brille (nach dem durchscheinenden Halbedelstein Beryllus). * Neuere Erwerbungen behalten das η, dessen Aussprache alle Spielarten zwischen i und ü durchmacht, etwa so, daß allgemein verbreitete Ausdrücke (Sympathie, hysterisch, anonym, Aegypten) eher dem i, auf engere, namentlich gelehrte Kreise beschränkte (Kryptogamen, Psychoanalyse, Hypothese, Daktylus) eher dem ü zuneigen. Solches Schwanken ruft nun wieder der Gefahr, der lateinische Schriftsteller und mittelalterliche Notare verfallen sind. Über den Hypolit wollen wir uns nicht wundern, da er nicht erst heute, sondern schon in römischen Inschriften und altdeutschen Urkunden spukt. Hingegen treibe man den Scherz nicht soweit, daß aus dem biedereren Hippolyt, „Rossausspanner“, ein Hypolith, „Unterstein“, wird. Pferd heißt Hippos; wenn also seinerzeit auf dem Klausmarkt ** ein Hypodrom zeltete, so bezeichnete das nicht mehr eindeutig eine Reitbahn, aber doch irgend etwas mit der Aussicht, darunter zu geraten. Man hüte sich, Ryno oder Phylolog, wo nicht gar Phyllolog zu setzen statt Rino und Philolog, auf daß nicht an Stelle des Lichtspielhauses der Hundezwinger, an Stelle des Sprachgelehrten der Stammeskundler oder Laubsammler trete. Wie schäbig war es dieses Jahr vom Gärtner, auf den

* Den griechischen stylos haben schon die Römer zum stilus gemacht; deshalb schreiben auch wir Stil und nicht mehr Styl. St.

** und im Lunapark der berühmten „Züka“! St.

Muttertag Cynnerarien, „Hundsblümchen“, zu empfehlen, während doch jedermann Cinerarien erwartete, was freilich auch noch prosaisch genug Aschenkraut besagt. Und weil wir gerade bei den Pflanzen sind: Ein welschschweizerisches Kinderheim nennt sich „Les Scyllas“. Alemannische Eltern, die dessen Inserate studieren, könnten leicht argwöhnen, neben der Skylla amte dort auch die Charybdis, so daß der Aufenthalt für ihre Buben und Meitli denn doch bedenklich würde. Niesse das Heim „Les Scyllas“, dann würde sich jedermann die blauen Büschel der Sternhyazinthe ausmalen, die offenbar ums Haus herum prangen. Richard Ratz bewundert in Brasilien bald „Hybiskusbäumchen“, bald einen in „Onix“ inkrustierten Brillanten — genau verkehrt. Er kann sich das leisten; steht doch im selben Zusammenhang der verheerende Spruch: „Über rechte Form ist hinaus, wer rechten Sinn gefunden hat.“ Da schließen wir Schulmeister am besten die Bude.

Daß die „satyrischen“ Wochenblätter nicht aussterben wollen, läßt sich zur Not entschuldigen, weil es Zeiten gab, wo auch Gebildete meinten, das Wort sei vom griechischen Satyr abzuleiten. In Wirklichkeit liegt das zwar begrifflich nicht übel an den spassigen Waldgeist anklingende, sprachlich jedoch ganz beziehungslose lateinische satira „bunte Platte, Potpourri“ zugrunde. In einem Aufsatz behauptet Rudolf Kaffner — oder der Seher? — Hofmannsthal habe „Ödipus und die Sphynx“ verfaßt. Um so unwahrscheinlicher, als ja Hofmannsthal beim Übertragen des „König Ödipus“ von Sophokles die richtige Form Sphinx verwendet. Wie dem sei, jedenfalls wissen alle beide, daß Sphinx ein Weibchen ist, während eine helvetische Bilderzeitschrift von Ausgrabungen flunkert, die „den“ ägyptischen Sphinx und „seine“ gewaltigen Prägen dem Wüstenand entrissen haben. Der „Synphon“, der mir in einer gedruckten Schulzeitung aufgefallen ist, stimmt nicht, weil die Hellenen die Röhre siphon nannten und noch nennen. Besonders feierlich wird die Sache, wenn innerhalb eines Wortes i und y vertauscht sind. Die dreiste Ankündigung eines vermeintlichen Schlaubergers, der Name für Afrika habe im Altertum gar nicht Libyen, sondern Lybien gelautet, ist in der „Thurgauer Zeitung“ früher einmal gewürdigt worden. Unterdessen hat man uns mit dem in jeder Hinsicht geschmacklosen Perosa-Vers beglückt:

„Ein Mnsogin (!), das ist ein Mann,
Der gerne möchte und nicht kann.“

Niemand bezweifelt, daß Waren- und Geschäftsnamen wie Multycop, Naufsyn und Ygnis irgendwelche stoffliche Bemängelung ausschließen. Sprachlich sind es Mißgeburten. Wäre jeweils vor der Anfertigung des Klischees ein Sprachkenner zu Rate gezogen worden, so hätte man sich zweifellos auf Multicop (Mengendurchschlag), Naufsin oder Naufsein (Mittel gegen nausia oder nausea, Seekrankheit) und Ygnis (Feuer) geeinigt.

Warum aber Poliklinik neben Polytechnikum? Weil jenes aus polis (Stadt) und kline (Bett), dieses dagegen aus poln (viel) und techne (Kunst) zusammengesetzt ist. Schreibe dir's hinter die Ohrläppchen, unglückliche Lesern!

-i- (Aus der „Thurgauer Zeitung“)

Ein Wort an die Prozentigen

In Amerika kam in der Zeit des ersten Weltkrieges die zahlenmäßige Bewertung von Gesinnungen und Gefühlen auf, die sich der Frage nach dem „Wieviel?“ entziehen sollten. Man nannte sich recht gern und laut einen „one hundred percent American“. Und da eine Übertreibung nach einem Super-Superlativ zu rufen pflegt, gab es bald auch 101- und 200prozentige Amerikaner. Diese Mode wurde in Europa eingeschleppt, zusammen mit dem Raugummi. Und jetzt noch kauen wir sie nach und rechnen den Hundertsatz aus von allerlei, das sich nicht mengenmäßig erfassen läßt und das man auch keiner börsenmäßigen Einschätzung unterwirft, solange man noch Sprach- und Stilgefühl und ein Bedürfnis nach sauberem Denken und Reden im Leibe hat.

Wir sehen in einer Zeitschrift Bilder aus dem Schweizer Kinderdorf in Polen. Zwei der Kleinsten spielen harmlos mit Bauklötzchen — und ahnen nicht (wie unter ihrem Bild zu lesen ist), daß sie sich dabei „hundertprozentig mit ihrem Schicksal abfinden“ ... wie, wenn das nur 99prozentig richtig wäre, wo hätten wir das arme verlorene Prozent zu suchen und wie sähe es aus? Die affektierte Art, wie hier festgestellt wird, daß Kinder völlig zufrieden seien (nur das kann ja gemeint sein mit der geschmackvollen Prozentrechnung), sticht von der schlichten Natur des dargestellten Vorganges so wirkungsvoll ab, daß wir sie den Freunden eines einfach-ehrlichen Deutsch zur Beachtung empfehlen.

E. Schürch